Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 13 (1923)

Heft: 23

Artikel: Lebenserinnerungen von Professor A. Tschirch, Bern

Autor: Zulliger, H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639929

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

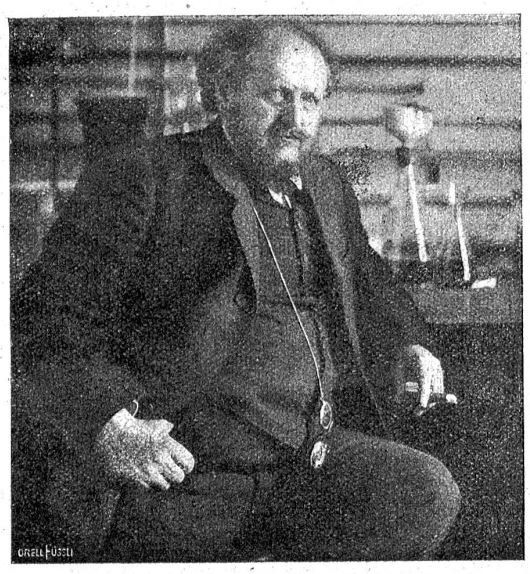
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Lebenserinnerungen von Professor A. Tschirch, Bern.

Wenn alte Leute ihren Lebenslauf beschreiben, so kommt nicht immer etwas Lesenswertes heraus. Meist sind es Werke,



Prof. A. Tschirch.

die nicht zu den unsterblichen Leistungen gehören und die auch nicht ein allgemeines Interesse verdienen, und wenn sie uns in die Hände kommen, so legen wir sie bald enttäuscht beiseite. Man hat dabei das unangenehme Gefühl — um es keck herauszusagen — daß jemand, der in Gottes Namen ausrangiert ist, den jüngeren Nachfolgern mit Macht zeigen will, was er für ein Kerl gewesen, und daß man ihn nicht vergessen dürfe.

Bei der Lektüre des stattlichen Buches von Tschirch „Erlebtes und Erstrebtes"*) ergeht es einem glücklicherweise nicht so. Schon der flotte, schwungvolle Stil erweckt das Interesse; der Greis schreibt wie ein Junger. Man merkt bald, daß er nicht beabsichtigt, sich selber hervorzuheben und herauszustreichen, und immer williger hören wir seinen Berichten zu, in die eine Menge kulturgeschichtliches Material eingestreut ist. Die schöne alte Zeit der deutschen Studentenschaften lebt vor unserem Auge auf, wir sehen berühmte Männer der Wissenschaft auftreten und, was für uns Berner ganz besonders lustig ist, wir tun einen Blick in die alte bernische Staatsapotheke, die 1912 abgerissen wurde und an der alten Inselgasse stand.

Tschirch ist ein altböhmischer Name, er wird schon im 9. Jahrhundert genannt und entspricht dem schweizerischen Schürch. Der Verfasser hat jedoch das Städtchen Guben zum Heimatort, wo er als der Sohn eines musikliebenden Pfarrherrn geboren wurde und seine Jugend verbrachte. Die Pfarrkinder waren keine Mustersöhne. Es ist köstlich, wie der Autor seine Bubenstreiche erzählt. Er macht die Entdeckung, daß von einem Fenster des Pfarrhauses ein Pfeil bis in die Kirche zu fliegen vermag. Wie nun der Pfarrhelfer mit besorgtem Gesicht dem Pfarrherrn den Pfeil zurückbringt und über das zerbrochene Fenster klagt, stehn die Buben dabei und machen besorgte Gesichter, denen man die Schuld nicht anmerkt. In der Schule zeigt der spätere Naturwissenschafter keine Begabung für die naturwissenschaftlichen Fächer, und ein Lehrer mit dem Spitznamen „der alte Schwede" beklagt sich, weil dem Knaben das Linné'sche System und die mißlungenen physikalischen Experimente keinen Eindruck machen. Der junge Tschirch aber träumt davon, er wolle ein Poet werden und von schönen Frauen verhätschelt sein, dafür schmiedet er Verse und bindet sich die schönsten Krawatten um.

Als Jüngling kommt er dann zu einem Vetter in die Lehre. Er soll Apotheker werden. In Loschwitz i. S. betreibt der Verwandte eine deutsche Landapotheke, und hier erlebt der junge Tschirch des Lebens bitteren Ernst: es beginnt für ihn eine ruhelose Zeit, denn beständig ertönt die Klingel, die oft den Vetter und ihn vom Essen wegsprengt, um Salben und Mixturen herzustellen. „Mein armer Chef war nicht minder eingesperrt wie ich, ja eigentlich noch viel mehr. Denn ich hatte doch wenigstens alle 14 Tage den Sonntag frei. Er aber mußte sich einen Vertreter besorgen, wenn er einmal fort wollte. Denn mich konnte er nicht allein lassen. Er hat es einmal getan, aber es ist nicht gut herausgekommen. Denn ausgerechnet in dieser halben Stunde kam die Magd einer einige Häuser weiter wohnenden Familie und forderte Beifuß für den Gänsebraten. Ich dachte — da brauch ich doch Paul nicht rufen zu lassen — Beifuß, das ist doch eine Artemisia. So viel hatte ich schon gelernt. Also waren die Kästen mit Herba artemisiæ — aha! hier waren sie. Herba artemisiæ vulgaris — nein das klang nicht sehr gut! Herba artemisiæ absynthium — das sieht schon viel besser aus. Na geben wir das... Aus einmal geht die Klingel, energischer wie sonst. Wir stürzen heraus und prallen mit dem unglücklichen Besitzer der mit Herba artemisiæ gefüllten Gans zusammen. „Was haben Sie mir gegeben? Die Gans schmeckt ja nach Strychnin! Sie ist nicht zu genießen. Ich werde Sie anzeigen und verlange Schadenersatz!" Der Sachverhalt wurde aufgeklärt und der Chef mußte die Gans bezahlen.

Nachdem der Jüngling das Praktikanten-Examen absolviert hat, zieht es ihn nach einem kurzen Aufenthalt in der Vaterstadt und in Berlin nach dem Rhein. In Oberlahnstein findet er eine Anstellung bei einem hühnenhaften Chef, der gewitterhaft und sackgrob werden konnte und doch ein weiches Herz hatte wie ein Kind, sodaß ihn der junge „Herr Apothekarius" bald lieb gewann. Am Rheine wird der angehende Apotheker nebenbei auch in die „ernste Kunst" des Weintrinkens eingeführt. Er muß einmal mit auf die Weinprobe und besucht mit den Mitgliedern der Weineinkaufs-Kommission die Keller in Aßmannshausen und der Umgegend, wo von allen möglichen Sorten gekostet wird. „Aber als ich am Abend aus dem letzten und kühlsten Keller in Aßmannshausen empor an die warme Nachtluft tauchte, hatte ich eine mir bisher ganz unbekannte Vision: die Häuser des Marktplatzes liefen wie wahnsinnig in einem sich immer erneuernden Kreise um mich herum, und die Laternen waren alle doppelt geworden." So dient er den „Erfahrenen" zum Gaudium.

Später findet Tschirch eine Anstellung in Freiburg i. B., wo ihm der Geheime Rat Stiehl und der General Falkenhausen günstig gesinnt sind, dieser trotzdem aus dem Apothekarius kein Soldat zu machen war. Er wird ausgemustert, und der General, der trotz seines Alters ein Faible hat für schöne Freiburgerinnen — er läßt auf der Straße einen Unteroffizier stramm stehen und küßt ihm unterdessen seinen Schatz ab — gratuliert Tschirch: „Alexander, Sohn der Maria, ich sollte Ihnen eigentlich als Militär nicht dazu gratulieren, daß Sie freigekommen sind, aber aus Ihnen wäre doch niemals ein ordentlicher Unteroffizier geworden.... grüßen Sie Ihre Mama und schreiben Sie ihr, daß Moltke und ich Sie nicht brauchen können.... na, Sie sind übrigens schon genug gestraft, daß Sie des Königs Rock nicht tragen dürfen!"

Von Freiburg aus machte der junge Apotheker Streifereien durch den ganzen Schwarzwald, und vom Feldberg aus sieht er an einem klaren Tage weit in der Ferne den Kranz der Alpen leuchten. Und es erwacht in ihm die Sehnsucht, sie aus der Nähe zu sehen.

Deshalb bewirbt er sich um eine freigewordene Stelle an der bernischen Staatsapotheke, die er auch

*) „Erlebtes und Erstrebtes" von A. Tschirch, Verlag Cohen in Bonn, mit einem Titelbild, 14 Tafeln und 4 Bildern. 254 S. gr. Okt. Fr. 8. —.

erhält. Sein neuer Chef, der Chaux-de-Fondsnier Dr. Perrenoud, weist ihm als Wohnung ein „riesiges Zimmer mit zwei Fenstern nach der Inselgasse" an. Der Welsche war ein kleiner, beweglicher Mann, der, wenn er in die Apotheke kam, meist ruhelos in den Räumen umher schoß und immer dort erschien, wo man ihn am wenigsten erwartete. Er ließ alle möglichen Apparate bauen, er stattete das Laboratorium mit allem erdenklichen Material aus und erstellte so viele Röhrenleitungen für die Apparate, daß kein Mensch sie mehr voneinander unterscheiden konnte, trotzdem sie mit verschiedenen Farben gestrichen waren — selbst Perrenoud gelang die Unterscheidung schließlich nicht mehr. In großen Mengen schaffte er Quarzlinsen, Prismen und platinisierte Gefässe an, denn er wollte künstliche Edelsteine machen, ein Vorhaben, das er nach einigen mißglückten Versuchen wieder aufgab. Alle Messer der chirurgischen Klinik sollten in der Staatsapotheke geschliffen werden, auch das Heftpflaster wurde selber gestrichen. Perrenoud scheint nicht gerade großes Lehrtalent gehabt zu haben. Er gab im mikroskopischen Praktikum dem Schüler irgend was her: „Machen Sie Längsschnitte!" Nach einiger Zeit kam er zur Kontrolle: „Haben Sie Schnitte gemacht? — Sind sie gut? — Na, dann werde ich Ihnen das nächste Mal eine andere Droge geben!" Und bei den Analysen im Laboratorium: „Qu'est ce que vous avez trouvé, Monsieur?" — „Du plomp, M. le professeur!" — „Continuez!" — Dafür belehrte die jungen Praktikanten der ehemalige bayrische schwere Reiter Friederich, der in der Staatsapotheke Abwart war. „Also passet jetzt auf: geht der Zapfen leicht, ist's eine Säure, geht er schwer, dann ist's eine Lauge! — Ich werde Euch schon zeigen, wie man das macht!" Berief sich jemand darauf, was Perrenoud gesagt hatte, so erhielt er zur Antwort: „Ach, was versteht denn der Alte davon!" Die Nachricht, daß das Heftpflaster alle war, begrüßte Friederich stets mit einer Zeile von Flüchen. „Alle Heiligen wurden angerufen und die ganze Hölle, aber besonders die chirurgische Klinik (Prof. Kocher) verflucht, die wieder so viel Heftpflaster verbraucht hatte. Alles mußte mithelfen, alle Gehilfen und Praktikanten, ja selbst zufällig vorübergehende Passanten das Pflasterband unterstützen, daß es nicht am Boden schleifte. Auf der Straße war der Verkehr unterbrochen. Es half nichts, daß vorübergehende harmlose Bürger sich darüber beschwerten. An diesem Tage wagte niemand, in Friederichs Nähe zu kommen, selbst Perrenoud flüchtete aus der Apotheke. Denn es kam dem Abwart nicht darauf an, ihm zu entgegnen: „Herr Doktor, das verstehe Sie nit, das mache mir so. Ich kenn mei Sach besser!"

Die alte bernische Staatsapotheke in Bern.

„Tschirch lernte auch berndeutsch und gewann den Bernerschlag lieb; aber wir können ihm nach den Stilproben, die er von unserer Sprache gibt, kein gutes Zeugnis über sein Berndeutsch ausstellen. Er sagt: „Chrüessech wohl!" und „ei Gwundernase aus Dütschland" — „I hei's nie gnue chönne rüehme!" usw. — man kann daraus ersehen, wie schwer verständlich und erlernbar unser Dialekt sein muß.

Von Bern aus wanderte dann der junge Tschirch nach Berlin, um regelrecht zu studieren. Er belegt Chemie, Physik und Botanik und genießt bei den berühmtesten Lehrern Unterricht, so bei Pringsheim und im ersten deutschen Laboratorium für angewandte Chemie bei Zirnek. Als er dort Belehrung suchte, fand er im Hause gegenüber eine Frau, die er trotz des Sträubens der Verwandtschaft heimführte. Dann schreibt er einige bahnbrechende Untersuchungen über Pflanzenchemie und geht an einigen hübschen Entdeckungen achtlos vorüber. Die Forschungen über das Chlorophyll (grüner Pflanzenfarbstoff) führten ihn auf das Phytol, von dem er einen halben Liter besaß, ehe es Willstätter entdeckte und die wissenschaftliche Welt darüber aufklärte. Er hätte auch Gelegenheit gehabt, die Bakteroiden als Organismen zu erkennen, den Jodgehalt des Kropfes festzustellen usw., aber er stand damals noch nicht auf dem Standpunkt, daß auch das Unmöglichscheinende möglich und diskutabel sei, was, wie er sagt, für den Naturforscher Bedingung sei.

Durch seine wissenschaftlichen Arbeiten und Vereinsgründungen bald bekannt, wird er dann am pflanzenphysiologischen Institut der kgl. preußischen landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin Assistent, dann Privatdozent. Als solcher erwirkte er durch mehrere Petitionen an den Unterrichtsminister die Ausgestaltung der Laboratorien, die in schlechtem Zustande waren. Als Dozent fing er mit zwei jungen Studenten als Zuhörer an, gewann sich aber rasch eine Zuhörerschaft von über 200 Mann, die meist bei dem Examinator Garke belegten, und bei ihm zuhörten.

Nach dem Ableben Perrenouds wurde Tschirch nach Bern als Extraordinarius berufen, später, nachdem die Professur der medizinischen Fakultät angegliedert worden war, wurde er ordentlicher Professor. In Berlin ließ man ihn nicht gerne gehen, und Bern kann stolz sein, daß sie ihn gewinnen konnte.

Er ist, trotz seines mangelhaften Berndeutsch, in den

langen Jahren seiner fruchtbaren Tätigkeit unter unsern jungen Apothekern, doch nach und nach ein Berner geworden, und wenn er einen sprachlichen Fehler macht, so belehren ihn heute seine Töchter und Enkel, wie man dies und jenes „rächt seit", wie man ihm „mues der Träf gä".

H. Zulliger.

Die alte bernische Staatsapotheke.*)

„Das Gebäude der 1912 abgerissenen Staatsapotheke in Bern lag gegenüber dem alten (1718—1724 erbauten) Inselspital, das dem Bundeshaus-Ostbau Platz machen mußte, und dem nunmehr auch abgerissenen Haller-Hause, in dem Albrecht von Haller lebte und starb, in der Inselgasse (früher Juden- jetzt Theodor Kocher-Gasse), und spielte in der Geschichte bernischer Wissenschaft eine große Rolle.

An seiner Stelle stand schon im XVII. Jahrhundert die Wohnung des Inseloperators, welche im Jahre 1743 einen Neubau erfuhr, der über dem Erdgeschoß nur ein Stockwerk enthielt. Dies sog. Operatorenhaus erlitt erst wieder eine Veränderung, als es 1835 zur Aufnahme der Staatsapotheke um zwei Stockwerke erhöht wurde, die ebenso wie das erste Stockwerk als Dienst-Wohnungen für den Inselchirurgen, den Staatsapotheker und für Professoren der Universität dienten. Hier wohnte der große Geologe Bernhard Studer (1825—1873 Professor an der Berner Universität) und bei ihm gingen alle berühmten Naturforscher jener Zeit aus und ein: Escher von der Linth, Agazziz, Peter Merian, Leopold v. Buch, Gustav Rose, v. Hauer, Elie de Beaumont, De Verneuil, Daubrée, Michelin, Sismonda, Murchison, Charles Lyell, Forbes, Tyndall, Villanova und viele andere. Ebenso wohnte hier der Chirurg Demme, der Vater des Pharmakologen, der von 1834—1864, also volle 30 Jahre, die chirurgische Klinik leitete.

Doch wurde bereits 1836 das ganze Parterre der neugeschaffenen Staatsapotheke überwiesen, zu deren Leiter der Apotheker Franz Sprüngli gewählt wurde. Er selbst bewohnte die erste Etage. Als er 1860 starb und Flückiger, 32 Jahre alt, sein Nachfolger wurde — die Bestallung datiert vom 27. März 1860 — ging man daran, das Gebäude nach hinten durch einen Anbau zu erweitern und bestimmte die oberen Etagen für wissenschaftliche Zwecke. Doch wohnte Flückiger noch mehrere Jahre in der ersten Etage, bis er sich im Rabbental neben dem botanischen Garten ein Haus baute. Flückiger habilitierte sich 1861 als Dozent der Pharmakognosie an der medizinischen Fakultät und wurde 1870 zum außerordentlichen Professor der Pharmazie und Pharmakognosie an der philosophischen Fakultät gewählt, zu der er aus der medizinischen Fakultät übertrat. Die meisten der sich später wissenschaftlich betätigenden Apotheker der Schweiz — Bernhard Studer jun., Fueter, Stierlin — und auch sein Nachfolger auf dem Straßburger Lehrstuhl, Schär, saßen zu seinen Füßen. Er las Pharmakognosie bald in seiner bescheidenen Wohnung in der ersten Etage der Staatsapotheke, bald in der alten Hochschule, bald in dem Auditorium der 1836 mit Benutzung eines Stückes der alten Stadtmauer und eines Turmes derselben errichteten Anatomie, bald in dem Sammlungszimmer im ersten Stock, gegen das Inselgäßchen hinaus, in dem er nach und nach eine reiche pharmakognostische Sammlung zusammenbrachte. Und wenn auch der Kreis seiner Schüler niemals groß war, so ging von ihm doch viel Anregung aus. Die Staatsapotheke in Bern war damals das einzige Institut der Schweiz, an dem pharmazeutische Wissenschaft gepflegt wurde. In ihr hat Flückiger die erste Auflage seines berühmten Lehrbuches der Pharmakognosie geschrieben.

Im Jahre 1867 wurden die Räume neu verteilt. Nur das Parterre verblieb der Staatsapotheke. Dem Dozenten der Pharmakognosie wurde das Sammlungszimmer im ersten Stock gelassen, die übrigen Räume des Stockwerkes aber sowie das ganze zweite der neugegründeten Augenklinik überwiesen, als deren erster Direktor der vortreffliche Augenarzt Henry Dor berufen wurde, obwohl eine Eingabe der Berner Aerzte Dr. Albert Wyttenbach haben wollte. Im dritten Stockwerk hatte schon 1865 Prof. Klebs das erste pathologisch-anatomische Institut der Berner Hochschule eingerichtet, „ungeachtet es sehr unangenehm ist, wenn Teile von Leichen durch das ganze von Kranken bewohnte Haus getragen werden müssen." Erwin Klebs, der Gatte der durch ihre Schönheit berühmten „Rose des Emmentals", ein höchst origineller, ideenreicher Forscher, hat hier seine bedeutendsten Arbeiten ausgeführt. Der unruhige Mann ist nach vielfachen Irrfahrten schließlich nach Bern zurückgekehrt und 1913 hier gestorben. Auch der kürzlich in Bern verstorbene ausgezeichnete pathalogische Anatom Langhans, seit 1872 Nachfolger von Klebs, hat in den bescheidenen Räumen viele Jahre gehaust, aber gerade hier seine schönsten Untersuchungen gemacht. Sein Assistent war Marcel Nencki, der als Abteilung des pathalogisch-anatomischen Institutes 1872 ein medizinisch-chemisches Laboratorium (d. h. ein Zimmerchen) erhielt, das 1877 als selbständiges Institut abgetrennt wurde. Die Tierställe der beiden Institute befanden sich im Hofe der Staatsapotheke, neben einer großen Eberesche und dem eisernen Phosphorkasten. Hier hat Nencki den größten Teil seiner vortrefflichen Arbeiten ausgeführt, die seinen Ruhm begründeten.

Als ich im September 1877 als Defektar in die Staatsapotheke eintrat, waren die Verhältnisse für die Augenklinik, die seit 1876 der Nachfolger Dors, der treffliche Ernst Pflüger leitete, ganz unhaltbar geworden. Unten im Hofe der Lärm der Versuchstiere, oben die Leichendüfte des pathologisch-anatomischen Institutes, untermischt mit den nicht lieblicheren des medizinisch-chemischen Laboratoriums, in dem Nencki Indol und Scatol aus den Faeces darstellte. — Zeitweise rann sogar die Leichenbrühe durch die Decke auf die Betten der Privatabteilung. Dazu das Parfüm des Laboratoriums der Staatsapotheke, in dem zahlreiche Präparate im Großen dargestellt wurden und es oft recht intensiv nach Schwefelwasserstoff roch, wenn ich Goldschwefel machte. Es war kein Wunder, daß 1878 der Augenkliniker mit seinen Kranken diesen übelbeleumdeten Ort, an dem sich auch noch in einem Zimmer die Poliklinik und zeitweise auch die Bandagensammlung des Inselspitals angesiedelt hatte, verließ und nach dem kleinen Amthaus nebenan übersiedelte. (Schluß folgt.)

*) Mit Erlaubnis des Verfassers aus dem Buche „Erlebtes und Erstrebtes" von A. Tschirch abgedruckt.

Mutantur.

Jüngst nahm ich aus dem Winkel sie hervor,
Die alte Geige im verstaubten Kasten.
Seit ich die Lust am frohen Spiel verlor,
Gab es für mich kein stillbesonntes Rasten.
Längst ist verweht der Jugend frohe Zeit,
Da meine Hand den leichten Bogen führte
Und ich der Mutter sinniges Geleit
Beglückt durch all' die schlichten Weisen spürte...
Jahrzehnte gingen und mein blondes Kind
Erwuchs zum Mädchen in der Jugend Reize.
Da fragte mich sein Sehnen leis und lind,
Ob ich noch immer mit dem Spiele geize?
Dann kam der Tag, wo ich sie wiederfand,
Die alte Geige im verstaubten Kasten,
Da meines Kindes leichte Mädchenhand
Ein Lied entlockte aus den weichen Tasten.
Nun spielen wir ... die schlichte Weise klingt.
Dort schläft ein Grab ... Hier meiner Geige Lieder
Sie schweben fernhin, froh und leichtbeschwingt
Und grüßend kehrt mir meine Jugend wieder.

Ernst Oser.